

64

## Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Auch der Marchese hatte von diesem Sommer gelernt: er hatte gleichzeitig mit Vidda nachgegeben. Das Leben ging doch allem anderen vor, und als er den Grund unter allem, was er ein Lebenslang geträumt hatte, unrettbar weichen sah, willigte er ein, das Gut und Gut seiner Väter zu verkaufen und als alter Mann den Staub von den Füßen zu schütteln und den einzigen Fleck Erde zu verlassen, der ihm teuer und mit dem er verwachsen war, dies herrliche Land, um das der Fluch seine Gewitterwolken in immer dichterem, schwereren Haufen zusammenzog.

Wald standen die Wahlen wieder vor der Tür. Zweifellos würde Bruno wiederum siegreich daraus hervorgehen. Nirgends, nein nirgends zeigte sich ein Lichtblick.

Die jungen Leute beschloßen, bald zu heiraten und mit den Eltern auf die Halbinsel zu ziehen, um nie mehr den Fuß auf die väterliche Insel zu setzen.

Noch eines trug dazu bei, Viddas Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt und an den Besitz ihrer Väter zu lockern: binnen kurzem sollte sie ihre einzige treue Freundin verlieren.

Diambra hatte sich nie heimatsgebunden gefühlt. Wenn auch ihr wacher, lebhafter Geist die Umgebung mit warmem Interesse umfaßte, hatten Bücher und innere Unruhe sie das Sehnen nach der Ferne gelehrt; kein Zusammenwachsen, keine Familientraditionen hielten sie zurück.

In nächster Zeit wollte ihre Mutter endlich aus Amerika heimkehren. Sie hatte versprochen, im kommenden Winter in Mailand, Rom und Palermo aufzutreten, und überall knüpfte man die größten Erwartungen an das Wiedersehen mit der großen Schauspielerin, die in fremden Landen Italiens Bühnenkunst zu Glanz und Ehren gebracht hatte.

Aber selbst wenn die Mutter nicht gekommen wäre, würde Diambra ihrem Käfig entflücht sein. Denn seit fast einem halben Jahre war sie heimlich an Ettore Del Chiaro gebunden, obwohl sie einander nicht gesehen, seit er die sterbende Assunta im Kloster besucht. Um der Mutter und des Klosters willen wurde alles geheim gehalten; nur Vidda und Gianandrea waren eingeweiht. Wenn die Mutter heimkam, wollten sie ihre Hochzeit feiern und festen Aufenthalt in Rom nehmen.

Mit einer nie ermattenden Geduld und Umsicht hatte sie sich Crocifissas angenommen, ihr den Weg gebahnt für den Uebergang zu ihrem Bruder und durch ihn zur Gesundheit.

Solange Bionda noch gesund war, hatte sie Diambra treulich geholfen, die Kranke von Don Gerlando zu entfernen. Alles Schlechte, das sie von ihm in Erfahrung brachten, wurde ihr Tag um Tag berichtet, und es kam ein Augenblick, wo sie Diambras Zweifel teilte, ob es wirklich Gottes Größe und nicht eine ganz andere Macht sei, der sie diene.

Von da ab war es mit seiner hypnotischen Macht über sie zu Ende. Sie war noch keineswegs geheilt — ihre Krankheit äußerte sich immer noch in den eigentümlichen Erscheinungen — aber sie ließ sich nicht mehr von ihm zu heiligen Sitzungen gebrauchen, sich nicht mehr in den heftigen Zustand versetzen, der mehr als alles andere ihren Ruf verbreitet hatte.

Dies war für den Priester ein großer Verlust. Das Interesse an Crocifissa begann sich zu verlieren, der Pilgerstrom nahm ab, und es wurde stille von den Mirakeln. Aber eben dies verminderte Interesse und die eintretende Ruhe übten ihren heilsamen Einfluß auf die Kranke.

Ermüdet von diesem guten Erfolge arbeiteten Diambra und Ettore lange Zeit an einem neuen kühnen Plan. Sie wollten den Versuch machen, ob nicht den peinlichsten Neußerungen der Krankheit mit einemmal Einhalt zu tun wäre, wenn man Crocifissa die Idee eingäbe, daß jene vom Teufel stammten und beispielsweise durch eine vom Papst gesegnete Hostie zu beschwören seien.

Nach langer Erwägung und Beratung mit einigen Ärzten wurde jedoch dieser Plan aufgegeben, nicht weil man ihn für unsicher hielt, sondern weil man fürchtete, die Kranke

könnte, in einen Wirbel von Teufelsvorstellungen geworfen, an ihrem Verstande Schaden nehmen.

Dagegen gelang es Diambra völlig, ihre Liebe zu Ettore und eine heiße Sehnsucht nach Rom in ihr zu wecken.

Tag um Tag erzählte sie ihr vom Papste, warf ihn mit einer so eindringlichen Kraft in ihre Phantasiwelt, daß der weiße Kirchenfürst ihr zu fixen Idee wurde. So oft die Nonnen zu ihr hereinkamen, mußten sie eine Weile sitzen bleiben und ihr vom Papste erzählen. Nichts taten sie lieber als das. So saßen sie, ohne zu wissen, was sie taten, und bauten weiter auf dem von Diambra gelegten Grunde.

Wenn aber die Kranke geduldig fragte, ob sie denn nie den weißen Papst von Angesicht sehen könnte, antwortete die Freundin beruhigend, daß Ettore sie sicherlich eines Tages mit sich nach Rom nehmen würde.

Um einer einzigen Ursache willen freute Diambra sich der Jahre, die sie im Kloster verbracht hatte: sie hatte ihren religiösen Kampf zu Ende gekämpft und war ruhig, klar und siegreich daraus hervorgegangen.

Sie hatte zwischen den Kulissen gestanden und kannte alle Befehle der Komödie.

Sie hatte gesehen, welche Mischung von Dummheit und Betrügerei die Massen gefangen hielt, welche freche Geld- und Machtgier die sogenannten „Diener Gottes“ beherrschte.

Es war eine ganze Reihe Kleinigkeiten, die sie erst beachtet hatte, als das brutale Vorgehen der Priester gegen Crocifissa sie zu erbittern begann.

In der Domkirche bewahrte man ein Leinentuch mit allen Konturen von Jesu Körper in bräunlicher Farbe. Es sollte auf dem berühmten Leinentuch in Turin gelegen und auf wunderbare Weise die Umrisse von Jesu Körper angenommen haben. Und mit diesem offensibaren Betrug angelte man Seelen.

Es gab am selben Orte einen Brief des Teufels — den er nach Aussage der Priester an ein junges Mädchen gerichtet hatte, um es zu verführen. Nach den abschreckenden Worten *Il diavolo* (Teufel), die in lateinischen Lettern geschrieben waren, sa man deutlich, wie der Schreiber sein Hirn abgequält, um irgendeinen idiotischen Krimskrans aus griechischen, hebräischen und arabischen Buchstaben zusammenzuflicken — nach einer ertüftelten Methode, deren betrügerische Absicht aus allen Feilen schrie. Und Leute, die nicht dumm genug waren, selbst daran zu glauben, gebrachten diesen Brief, um Seelen zu angeln.

Das waren Kleinigkeiten — aber aus solchen Kleinigkeiten bestand die Religion, die man in das Volk füllte.

Dann folgte die häßliche Ausbeutung Crocifissas, an der allerdings — abgesehen von dem Geschäftsmäßigen — die Unwissenheit größeren Anteil hatte als die Betrügerei. Sie eröffnete ihr mit einem Schlage den Blick dafür, wie es mit all den bewunderten heiligen Frauen bestellt sei.

Dies waren jedoch im Grunde genommen lauter Dinge, die ihr eigenes religiöses Verhältnis — das ja auf etwas weit Tieferem baute: auf der Erlösung und dem Heil — nicht berührten.

Aber just gegen diesen letzten Punkt hatte Belcaro seine Pfeile gerichtet, und die Worte, die sie in gedankenlosem Spott wiederholt hatte, sie hatten sich in ihr Herz geätzt und blieben haften, nachdem sie Belcaro selbst längst vergessen hatte. Sie bildeten den Ausgangspunkt ihres ersten Zweifels.

Dieser ganze Gedanke, daß das Menschengeschlecht sich von seiner Sünde reinigen konnte, indem es ein neues, ungleich größeres Verbrechen beging als das erste: Gottes Sohn zu töten — man brauchte ihn nur auf gewöhnliche menschliche Verhältnisse zu übertragen, um zu erkennen, wie sinnlos er war.

Es war ein Einfall, wie nur Paulus, ein spitzfindiger Phariseer mit einem epileptischen Pfahl im Fleische, ihn erfinden konnte.

Jesus selbst hatte ja nur gemeint, daß das, was die alten Propheten von verschiedenen übernatürlichen Personen erhofft hatten, auf ihn ziele.

Aber wer bürgte dafür, daß das nicht eine fixe Idee war? Wieviele Männer vor und nach ihm waren nicht genau

Der selben ernstlichen Ueberzeugung gewesen? Und hatten sich doch getäuscht!

Während Lidda bloß infolge der ihr von ihrem Beichtvater bereiteten Enttäuschung vom Glauben abgefallen war — ein Weg, auf dem so viele katholische Frauen Frei- denkerinnen werden —, war Diambra auf einem viel mühseligern Pfade zu demselben Ziele gelangt. Ihre neue Ueberzeugung war daher auch eine gefestigtere als die Liddas.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

16]

## Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

„Kapitäne und Steuerleute, die auf See gewesen sind, wissen nicht Bescheid, weißt Du, deswegen muß die Sache von Grund auf behandelt werden. Und langweilen darf ich auch nicht. Und auf die Entgegnung von Einwänden muß ich auch vorbereitet sein.“

So dazustehen, alle Köpfe vor und unter sich! — Ich machte vor etwa vierzehn Tagen den Versuch unten im Schulhaus auf der Landzunge vor den kleinen Deuten dort, — es war so eine Art Rausch, in dem alle Fähigkeiten so eigenartig lebendig wurden. — So dazustehen und den Gedanken hinauszuschleudern und das Wort singen zu lassen wie den Ton auf einer Bogensaitel — Ich habe über Nacht mehrere Stunden wach gelegen und die Rede gehalten, um die sich alles gruppieren soll. — Und werde wahrscheinlich diese Nacht weiter predigen müssen. —

Aber eigenartig ist es zu spüren, daß hier so etwas wie Stimmung und Wind in die Segel gekommen ist. —

Und, weißt Du, jetzt grüßen sie mich. — Bödmann, Anton Rist und Simonson, — tief aus ihren Röcken und Halstüchern heraus. Ja, selbst der alte Salvosen winkt mir väterlich freundlich mit der Hand und gratuliert mir heute mit der Zeitung! Und dann kommt gleich darauf die interessant neugierige Frage: Noch nichts von dem Alten gehört? — Von Onkel Joel? — Und dann so recht bekümmert: Es war die höchste Zeit, daß ihn der Doktor nach dem Säiden schickte, dieser bösen Bronchitis wegen. — Und ihre Frau Mutter hat auch nichts gehört? —

Es ist und bleibt nun doch das merkwürdigste, ob Onkel Joel mehr oder weniger gespien hat. Hätte ich nur den Spudnapf mitten auf den Marktplatz stellen können, ja dann!

Vera lachte.

„Und Johannes Bödmann, mein alter spezieller Feind, war gefühvoll, Du! — Er vertraute mir an, daß sich förmlich ein leerer Raum in der Stadt fühlbar mache, jetzt, wo der alte Joel fort sei, man sei so daran gewöhnt, ihn in dem langen blauen Rock und der schlaffen Mühe über die Straße humpeln zu sehen. — Der Umstand, daß Mutter Onkel Joels Stiefschwester ist. — Sie sehen uns im Geist schon halb als Erben. Was für mich eine ganz nützliche Annahme sein kann. — Derselbe Gedanke gärt im Grunde bei ihnen allen: Er sollte doch wohl, hol mich der Teufel, nicht über Ausichten verfügen, mit denen er die Sachen betreiben könnte? —

Ja, so steht es jetzt.

Aber dies ist nur die Vorbereitung, der erste vorbereitende Schuß. —

Und dann wird bald ein zweiter donnern in Gestalt einer ordnungsmäßigen Aufforderung zur Aktienzählung.

Und dann will ich ihnen einen Prospekt machen, darauf kannst Du Dich verlassen! — Einen Zukunftsspiegel, so daß sie fast mit den Händen danach greifen können! Sie sollen ihre eigenen Verderber und Schären da draußen so verlockend liegen sehen, als seien es die „Inseln der Seligen“ — mit Villen und Lustjachten aus aller Herren Länder. — Der Maller besorgt die geschäftsmäßige, nüchterne Grundmalerei in dem solid-zuverlässigen, vorsichtigen Stil und den knappsten Ausdrücken gehalten. —

Ich sehe es Dir an, Vera, daß Du meinst, dies alles sei Humbug, — Schwindel. — Da will ich Dir aber doch antworten, daß ich es so, wie ich es beschreibe, auch sehe, — nicht eine Farbe ist übertrieben! Ich habe ja nicht einmal gewagt, meinem innersten Glauben an die Zukunft der Sache einen so starken und warmen Ausdruck zu verleihen, wie ich wohl möchte.“

„Wärest Du nur der alleinige Urheber des Planes gewesen, Faßte, dann könnten die Leute ja Deinen Glauben teilen oder es unterlassen. Das wäre eine reinliche, ehrliche Sache gewesen. Aber dieser schmierige Maller!“

„Zimmer dieser schreckliche Maller! Wer über den Schmutz hinüber will, muß sich darin finden, daß er sich die Schuhe besudelt.“

„Du sagst selber Schmutz, Faßte!“

„Glaubst Du, daß irgend jemand, der etwas in der Welt vor sich gebracht hat, sich daran gekehrt hat, ob seine Stiefel ein wenig angeprägt wurden?“

„Ja, ich dachte nun im Grunde nicht an den Schmutz, der an die Stiefel anspricht.“

„Nein, natürlich an das Gewissen, natürlich. — Willst Du aber wissen, was mein Gewissen sagt, Du, — ja, was das anbelangt, so sagt es nicht nein, es schreit, daß, wenn ich das aufgeben würde, was ich jetzt so klar und deutlich vor mir sehe, ich mich selber meines Antes entsetzte, — nämlich Faßte Forland zu sein.“

Vera stand da und sah vor sich hin.

„Lieber Faßte, — ich kenne Dich ja so genau, — jetzt bist Du mit Deiner ganzen Seele und Deinem glühenden Interesse in diese Badeanstalt hineingepflumpt. Nein, nein, das ist nichts für Dich! — Es paßt nicht, — — Dich da als Bade-Freundant oder so einen Vater der Badeanstalt herumgehen und lauter kleine praktische Fragen behandeln und bereden zu sehen, in bezug auf die alle die anderen Klüger sind als Du. — Ich versichere Dich, Faßte, Du gehst dabei unter, — Deine Natur leidet Schaden dabei! — Sollst Du vielleicht das Servieren und die Berechnungen bei der Table d'hôte auch kontrollieren und die Aufsicht über die Kellner führen? — Und dann an Festtagen Reden halten! — Wirf es von Dir, wirf es von Dir, Faßte, sage ich Dir! — Ach, ich wollte, Du sielest morgen abend durch, — ich würde so glücklich, so glücklich sein! —“ rief sie ganz außer sich.

„Jetzt weiß ich also, wie ich mit Dir dran bin, Vera! — Wenn ich morgen durchfalle, mußt Du Dir alle meine Fiaskos ganz genau berichten lassen, — am liebsten von diesem Cf. — Und wie ich schließlich bleich und ängstlich und stumm dastand, — und mich dann aus dem Staube machte. — — Ich sehe Dich schon glücklich, so glücklich, wie Du sagst. Oder auch, Dir wird vielleicht der Kummer beschieden sein, das Gegenteil zu hören, — daß dieser Faßte Forland so brillante Karten von Beweisgründen in der Hand hielt und so spielte, daß er der Sieger blieb! — —

„Eins aber,“ flüsterte er ihr ins Ohr, als er an den Hut griff und sie verließ, — „einen Namen wirst Du in der Tiefe meiner Seele führen, — die Verräterin, die ihren Freund im Stich ließ! — — —“

— — Sie saßen am Abend beieinander, Frau Forland, Sölvi, Agnete. — —

Sie flüsterten fast nur, und in langen Zwischenräumen wurde es ganz still. — —

Eine Hand- oder Häkelarbeit ward von Zeit zu Zeit in dem Lichtstrahl der mit rosarotem Florfchirm behangenen Lampe sichtbar. — —

Die Stimmung wurde jetzt, wo die Uhr auf elf ging, immer gedrückter.

Zuweilen ließ Frau Forland das Strickzeug in den Schoß sinken und lauschte, oder Sölvi sprang auf und sah zum Fenster hinaus, nach der letzten Gaslaterne der Stadt hinab. — —

Hin und wieder eine einsame klingelnde Schlittenschelle unten auf dem Wege. — —

Jetzt plötzlich drei, vier Schlitten hintereinander, die in schneller Fahrt mit lauten Stimmen und Peitschengeknall den Abhang hinanfuhr. — —

Das mußten Leute aus den großen Bauergehöften da oben sein, die von der Klubbersammlung nach Hause eilten. — —

— — Abermals zwei Schlitten in langsamerer Fahrt. — —

Sölvi stürzte hastig in die Flurtür hinaus und lauschte. — — Noch ein Schlitten mit einem laut singenden Mann darin. Dann wurde es ganz still, — kein Laut von irgendwoher in dem weißen Mondschein. — —

Sölvi kehrte wieder in das Zimmer zurück.

„Faßte muß doch einmal kommen,“ — sagte sie endlich, — „wir müssen wohl noch eine Weile warten, Mutter. — —“

— — Dann ist die ganze Stadt beleidigt und in Aufregung versetzt. Und darin soll Falkenberg dann wirken! — — entfuhr es ihr nach einer Weile verzweifelt als Schluß ihres Gedankensanges.

„Wenn wir doch in eine andere Stadt ziehen könnten, Mutter, — wenn uns doch dies Haus hier nicht so festhielte!“ murmelte Agnete.

„Der arme Junge, —“ seufzte Frau Forland, — „es wird wohl eine neue Enttäuschung für ihn werden!“ — —

Derselbe resignierte, sonnenlose Mißmut breitete sich mehr und mehr über die drei Gesichter aus.

Agnete zündete schon das Licht im Leuchter an, um die Mutter ins Schlafzimmer zu begleiten, als Sölvi aufsprang — —

Ein Paar Galoschen wurden draußen auf der Diele ausgezogen, und herein trat Doktor Falkenberg, der sich den Schweiß nach dem schnellen Gang von der Stirn trocknete.

Frau Forland vergaß, den Gruß zu beantworten, während ihre großen Augen zu ihm aufblickten.

(Fortsetzung folgt.)

## Elektromobile.

Jeder Großstädter weiß bei aller Würdigung der Vorzüge des modernen Automobils, das durch Benzinmotoren angetrieben wird, ein Lied von den Belästigungen, denen seine Geruchs- und Gehörnerven durch das duftende und rasselnde Auto ausgefetzt sind, zu

singen. Es ist nicht zu bestreiten, daß das elektrisch betriebene Auto in dieser Beziehung große Vorteile für den öffentlichen Verkehr bietet, wie z. B. in Berlin die Bedagroschken in dieser Beziehung wohlthuend auffallen. Die „Große Berliner Straßenbahn“ beabsichtigt auch zum Teil aus diesen Gründen, zum Teil aus Fragen der Rentabilität in nächster Zeit versuchsweise einen elektrisch betriebenen Motoromnibus in Betrieb zu nehmen. Diese durch Elektromotoren angetriebenen Automobile, Elektromobile genannt, haben aber auch in rein technischer Beziehung gegenüber den Benzin- oder Gasolautos bedeutende Vorteile. Die Benzinkraftwagen müssen zur Regulierung und Umsteuerung ziemlich komplizierte und daher teure und betriebsunsichere mechanische Uebertragungs- und Umkehrvorrichtungen erhalten, wie z. B. Wendegetriebe, Reibungsstuppungen, Differentialgetriebe, Gallsche Ketten usw. Beim Elektroautomobil werden alle diese Hilfsmittel durch die bedeutend einfachere elektrische Kraftübertragung, bei der die Regulierung durch sicher und geräuschlos arbeitende Widerstände geschieht, ersetzt.

Daß die Elektromobile noch keine ausgedehnte Verbreitung gefunden haben, hat, abgesehen davon, daß die großen Elektrizitätsfirmen erst in den letzten Jahren diesem Fabrikationszweig eine größere Aufmerksamkeit zu schenken begannen, die Frage der Stromlieferung und der Stromerzeugung zur Ursache.

Bei den immer auf bestimmten Wegen, den Gleisen, befindlichen elektrischen Fahrzeugen, bei den elektrischen Bahnen, läßt sich diese Frage ganz einfach lösen. Der Strom wird an einer beliebigen Stelle in einer großen Zentralstation erzeugt, durch den Oberleitungsdraht mit Hilfe des Bügels den Motoren des Wagens zugeführt und von diesen durch die Schienen und die Erde wieder zu den Maschinen zurückgeleitet. Weit schwieriger oder geradezu ganz unmöglich ist es dem ein beliebiges Gebiet befahrenden Elektromobil den Strom von einer Zentralstelle aus zuzuführen.

Vor einigen Jahren hat man eine Art Kompromiß zwischen der Straßenbahn und dem Elektromobil zu schließen versucht und sogenannte „gleislose elektrische Bahnen“ oder elektrische Omnibusbetriebe mit Oberleitung gebaut. Am bekanntesten dürfte von diesen Konstruktionen das auch in Deutschland an verschiedenen Stellen in Betrieb befindliche System „Schiemann“ sein. Diese schienenlosen Bahnen unterscheiden sich, wie der Name schon sagt, von den gewöhnlichen Straßenbahnen dadurch, daß der Wagen nicht auf Schienen läuft. Die Stromzuführung geschieht aber in derselben Weise durch den Oberleitungsdraht, so daß der Wagen auch an bestimmte Straßen gebunden ist. Da die Schienen aber wegfallen, wird die Anlage unerbildlich billig. Vor allem aber kann der Wagen an einer beliebigen Stelle der Straße fahren, reißt sich also in den übrigen Straßenverkehr ein, wodurch auch die Bezeichnung „Omnibusverkehr“ für diese Art von Bahnen eine gewisse Berechtigung hat. Damit der Wagen diese Beweglichkeit erhält, muß nur die Kontaktstange, die auf dem Dach des Wagens angebracht ist und den Strom zu- bzw. auch ableitet, so konstruiert sein, daß sie an welcher Stelle der Straße auch immer sich der Wagen befindet, mit dem Fahrdraht in Verührung bleibt. Zu einer großen Bedeutung sind aber diese Omnibusse aus verschiedenen Gründen nicht gelangt, und es ist zu zweifeln, ob noch in dieser Hinsicht, bei dem heutigen hohen Stand der Automobilindustrie, Erfolge und Fortschritte zu erwarten sind.

Bei den eigentlichen Elektromobilen muß der Strom für die Motore auf dem Wagen selbst erzeugt werden, so daß dann diese Wagen vollkommene Bewegungsfreiheit haben. Es liegt am nächsten, für diesen Zweck elektrische Speicherapparate, die bekannten Akkumulatoren, zu verwenden, was auch in der Hauptsache heute bei den sog. reinen Elektromobilen geschieht. In diesen Akkumulatoren, die aus Bleiplatten in Schwefelsäure bestehen, kann durch das Laden Elektrizität aufgespeichert werden, die dann zu einer beliebigen Zeit dem Akkumulator wieder entnommen werden kann.

Die Akkumulatoren haben aber gerade für Fraktionszwecke einen großen Nachteil. Da sie zum größten Teil aus Blei, dem schweren Metall bestehen, haben sie ein sehr großes Gewicht, das  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  des ganzen Wagen Gewichtes betragen kann. Dieses Gewicht ist natürlich um so größer, je stärker die Leistung und je länger die Benutzungsdauer der Batterie sein soll. Man kann daher über eine bestimmte Größe der Batterie nicht hinausgehen, um nicht zu viel totes Gewicht, das sowohl Kraftverlust als auch eine größere Abnutzung des Reifenmaterials bedeutet, zu erhalten. Durch diese Größe der Batterie wird dann der Aktionsradius eines Elektromobils sehr beschränkt, so daß — falls nicht über das Land überall Ladestationen errichtet werden — wohl die Elektromobile nur in Städten verwendet werden können. Ein weiterer Nachteil der Bleiakkumulatoren ist auch ihr verhältnismäßig großer Raumbedarf und dann ein Umstand, der für Personenwagen besonders wichtig ist: daß sie unangenehm riechende Säuredämpfe entwickeln. Diesen beiden zuletzt erwähnten Uebelständen, kann man aber durch eine geschickte Anordnung der Batterie abhelfen. So soll z. B. bei dem eingangs erwähnten neuen Omnibus der Großen Berliner die Batterie unterhalb des Wagens pendelnd aufgehängt werden. Zwischen Fußboden und Batterie ist genügend Raum für durchziehende Luft gelassen, durch die dann die ent-

stehenden Gase abgeführt werden können. Bei den normalen Personenwagen, die keine so große Batterie wie ein Omnibus erfordern, wird die Batterie vor dem Führersitz angeordnet. Bei der Anordnung der Batterien muß auch berücksichtigt werden, daß sie durch die Erschütterungen sehr leiden, wie überhaupt die Lebensdauer der Batterien nicht gerade günstig für den Automobilbetrieb ist. In der Regel werden jetzt die Batterien leicht zugänglich und austauschbar hergestellt, so daß während die eine Batterie geladen wird, der Wagen mit einer anderen Batterie laufen kann.

In richtiger Erkenntnis der Nachteile der Bleiakkumulatoren arbeitet schon seit Jahren eine Reihe von Erfindern daran, einen „Leichten Akkumulator“ zu erfinden. Große Erfolge sind ihnen aber bis jetzt noch nicht beschieden gewesen. Am weitesten dürfte von ihnen Edison gekommen sein, dessen Sammler anstatt Bleielektroden Elektroden von Nickel und Eisen führt. Eine der großen deutschen Elektrizitätsgesellschaften baut seit jüngster Zeit Elektromobile, die mit Edisonbatterien ausgerüstet sind. Aber auch diese Batterien haben noch ein verhältnismäßig großes Gewicht, während sie noch dazu im Gegensatz zu den Bleiakkumulatoren einen schlechten Wirkungsgrad aufweisen. In der Hauptsache ist man daher noch auf die schweren Bleisammler angewiesen.

Eine zweite Art von Elektromobilen sind die Wagen mit elektrischer Arbeitsübertragung, die aber nicht mehr als rein elektrische Wagen bezeichnet werden können. Diese Wagen sollen die Vorteile der Benzinautomobile mit denen der reinen Elektromobile vereinigen. Der Wagen wird von Elektromotoren angetrieben. Den Strom für die Motoren liefert eine Dynamomaschine, die auf dem Wagen untergebracht ist und von einem Wärmemotor, in der Regel einem Benzinmotor, in Betrieb gehalten wird. Oft findet man noch im Wagen für bestimmte Zwecke eine kleine Akkumulatorenbatterie untergebracht, so daß der Wagen eine komplette Zentralstation vorstellt. Trotz dieser scheinbaren Komplizierung sind mit solchen Wagen sehr gute Resultate erzielt worden. Die Wagen fahren nahezu geräuschlos und können sehr bequem und sicher bedient werden. Die Hauptvertreter dieser Konstruktionen sind französische Firmen, während in Deutschland fast nur reine Elektromobile gebaut werden.

Die Elektromobile erhalten in der Regel zwei Elektromotoren zum Antrieb zweier Räder. Die Frage, ob es zweckmäßiger ist, die Vorder- oder die Hinterräder anzutreiben, ist noch nicht geklärt. Auch bezüglich der konstruktiven Ausbildung der Motoren gehen die Meinungen sehr auseinander. Während ein Teil der Fabriken Motoren normaler Konstruktion verwendet, die gewöhnlich am Rahmen pendelnd aufgehängt werden, benutzt der andere Teil spezielle Automobilmotoren, sogenannte Radnabenmotoren, die direkt in die Nabe des Rades eingebaut werden. Sowohl die konstruktive Durchbildung der Elektromobile als auch ihr äußerer Aufbau (Karosserie) ist noch sehr im Werden begriffen, so daß in dieser Hinsicht noch bedeutende Fortschritte zu erwarten sind.

Die Elektromobile sind in erster Linie Großstadtwagen für den Personenverkehr, während bei den Lastenwagen die großen Gewichte und Unterhaltungskosten eine ziemlich große Rolle spielen. Ziemlich gute Resultate hat man aber mit Elektromobil-Dreirädern erzielt, die gleichzeitig zur Beförderung einer Person und einer natürlich kleinen Last dienen. Sie sind ähnlich wie die Benzinmotorräder gebaut und werden von einem Elektromotor, der 2000 Umdrehungen in der Minute macht, angetrieben. Den Strom erhält der Motor von einer Batterie, die in einem Kasten unterhalb des Transportbehälters untergebracht ist. Ein solches Elektromobildreirad, wie es z. B. von der Reichspost in Berlin benutzt wird, wiegt circa 270 Kilogramm und kann eine Last von 60 Kilogramm mit einer Geschwindigkeit von 15—20 Kilometer in der Stunde befördern. Mit einer Batterie kann das Rad seine Tagesleistung von 100 Kilometer zurücklegen.

Besonders geeignet sind die Elektromobile für gewisse Spezialzwecke, z. B. als Krankentransportautomobile, wobei ihr ruhiger, geräuschloser Gang sich als sehr zweckmäßig erweist. Auch für Feuerwehrfahrzeuge, wie sie z. B. auf der letzten Automobilausstellung in Berlin zu sehen waren, eignet sich der elektrische Antrieb besonders. Die Motorwagen mit elektrischer Kraftübertragung spielen eine große Rolle im Eisenbahnbetrieb. Für gewisse Klein- und Nebenbahnen ist der Betrieb mit Motorwagen oft viel wirtschaftlicher als ein richtiger Lokomotivbetrieb. Verschiedene Bahnverwaltungen Deutschlands und anderer Länder haben daher solche Motorwagen, bei denen Zugmittel und Personenwagen vereinigt sind, im Betrieb. Als Motorwagen wurden zuerst Dampfmotorwagen, wie sie übrigens schon vor Einführung der eigentlichen Eisenbahnen versucht wurden, verwendet. Später wurden dann Benzinmotorwagen ausgeführt. So haben z. B. die Württembergischen Staatsbahnen Wagen beider Systeme in Betrieb. Noch günstigere Resultate ergeben aber für diese Zwecke Motorwagen mit elektrischer Kraftübertragung. Bei den ersten dieser durch Elektromotoren bewegten Wagen wurde der Strom von einem Dynamo geliefert, das von einer Dampfmaschine angetrieben wurde. Bei den neueren Typen wird als Kraftmaschine für das Dynamo ein Benzinmotor benutzt, wodurch die bereits erwähnten Vorteile erzielt werden. Es scheint, daß diese elektromobilen Eisenbahnmotorwagen im Kleinbahnbetrieb eine wichtige Rolle zu spielen berufen sind.

## Kleines feuilleton.

Die „Guterischen Bruderschaften“ in Nordamerika. Es ist bekannt, daß sich in Amerika schon öfter kommunistische Gemeinden auf religiöser Grundlage gebildet haben, die zum Teil noch heute bestehen, wenn sie auch im Laufe der Zeit mehr und mehr von ihren ursprünglichen Grundfäden aufgaben und sich der Lebensweise der übrigen Welt anpaßten; weniger dürfte indessen bekannt sein, daß in den Vereinigten Staaten heute noch eine Kommunistengemeinde besteht, deren Anfänge bis in die Reformation zurückgehen, und die einen so strengen Kommunismus durchgeföhrt hatte, wie er nur je in der Geschichte erlebt worden ist. Diese Gemeinde sind, wie wir einem Aufsatz von Prof. Riefmann in Freiburg im letzten Heft der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ entnehmen, die im südlichen Dakota lebenden sogenannten „Guterischen Bruderschaften“, die durch mancherlei Zustrom ergänzten Nachkommen einer Sekte mährischer Wiedertäufer, die während der Stürme der Reformation besonders in den Städten Auphix und Austerlitz und ihrer Umgebung ihre Anhänger fand. Ihren Namen erhielt sie, weil ihr Gemeinschaftsleben im Jahre 1593 von einem aus der Gegend von Brunet im Pustertal stammenden Bruder, der seines Zeichens ein Guter (Gutmacher) war, in eine feste Ordnung gebracht wurde. Diese Bewegung wurde anfangs vom mährischen Adel nicht ungnugend gesehen, weil sie ihm brauchbare Arbeiter lieferte; im Jahre 1545 beschloß indessen der mährische Landtag auf Treiben Kaiser Ferdinands, die „Guteristen“, wo immer sie in gemeinsamen „Bruderhöfen“ oder „Hausgaben“ wohnten, des Landes zu verweisen, weshalb die meisten sich im ungarischen Komitat Preßburg oder in Siebenbürger eine neue Heimat gründeten. Auch dort hatten sie freilich sowohl unter den Türkenkriegen wie infolge von Glaubensverfolgungen viel zu leiden, namentlich im 18. Jahrhundert, so daß damals die meisten von ihnen nach der Walachei und dem südlichen Rußland auswanderten, wo sie bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im ganzen unangefochten und in ziemlichem Wohlstand lebten. Als indessen im Jahre 1874 die allgemeine Wehrpflicht in Rußland auch auf die Mennoniten und ähnliche Sekten ausgedehnt wurde, beschloßen sie, sich dieser Maßregel nicht zu unterwerfen und wanderten nach Amerika aus, um sich zumeist im südlichen Dakota niederzulassen. Aus den drei „Bruderhöfen“, die damals nach alter Sitte gegründet wurden, haben sich inzwischen zwölf entwickelt, die ungefähr 1900 Personen beherbergen, und auf denen die Leute noch jetzt genau nach den alten Grundfäden leben. Den „Guterischen“ ist tatsächlich alles bis auf den Schlafraum gemeinsam; das religiöse Leben der Gemeindeglieder ist den „Dienern des Wortes“ anvertraut, während für die praktischen Bedürfnisse die „Diener der Nothdurft“ sorgen; die deutsche Sprache, die sie durch vier Jahrhunderte in fremder Umgebung bewahrt haben, ist auch in Amerika ihre Umgangssprache. Während ihrer ganzen Geschichte sind die „Guterischen“ nur zweimal ihrem kommunistischen Grundfaden untreu geworden, nämlich einmal während der Türkenkriege, um — allerdings nur in einer Gemeinde — die schweren Lasten dieser Zeit besser ertragen zu können, und einmal in Rußland, als einer der „Bruderhöfe“ durch Feuer zerstört worden war und man in der Verteilung des Landbesitzes das einzige Mittel erblickte, die „Brüder“ wieder zu Wohlstand zu bringen. Indessen erfüllte sich diese Hoffnung nicht, und so kehrten die Brüder bald wieder zum Gemeinbesitz zurück.

### Volkskunde.

Ueber die Verbreitung des Erbesens hat ein österreicher Gelehrter alle vorhandenen Nachrichten kritisch zusammengestellt und ist zu dem Ergebnis gelangt, daß der Genuß von Erde, dem eine ganze Reihe von Völkern huldigen, seine Ursache in der besonderen körperlichen oder geistigen Verfassung dieser Völkerschaften habe, also nicht als ethnologisches Moment aufzufassen ist. Der Brauch, Erde als Nahrungsmittel zu genießen, kommt auch noch jetzt in Deutschland vor; in den Sandsteingruben des Kyffhäuser und im Lüneburgischen streichen sich die Arbeiter einen feinen Ton, die sogenannte Steinbutter, auf das Brot. In Steiermark und Sardinien wird gemahlene Tonerde wie andere Lebensmittel auf den Markt gebracht; im äußersten Norden Schwedens und auf der Halbinsel Kola wird Erde unter das Brot gegeben. Geradezu als Lederbissen wird Erde in großen Mengen in Persien genossen; in tropischen Ländern, besonders Afrika und Amerika, ist die Sitte ganz allgemein bekannt. In Arabien wird eine bestimmte Erdart als Arzneimittel genossen. Für diese weitverbreitete Gewohnheit des Erbesens gibt es viele Ursachen; abgesehen davon, daß die Erde im Munde einen gewissen Wohlgeschmack erzeugen kann, ist sie häufig stark salzhaltig und muß als Ersatzmittel des Salzgenusses dienen. Eine Abart ist das „pathologische Erbesen“, d. h. die Notwendigkeit, im Verlaufe verschiedener in den Tropen vorkommender Krankheiten Erde zu sich zu nehmen, wie z. B. bei der durch den Farnschmarotzer hervorgerufenen Anämie. Auffällig ist die Häufigkeit des Erbesens im kindlichen Lebensalter, namentlich bei Mädchen. Ursache ist das bekannte Verlöbte der Fleischschädlichen, das die Kinder veranlaßt, an Größel und Kreide zu laugen, Asche und Erde zu essen.

## Psychologisches.

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Professor M. Vertvorn. „Aus Natur und Geisteswelt.“ Verlag Teubner, Preis gebunden 1,25 M.

Unsere Sprache hat eine strenge Scheidung zwischen Leib und Seele vorgenommen. Die Sprache, die mit ein Mittel für unsere „Wahrnehmung“ war, ist zugleich ein Niederschlag, der die einzelnen Etappen im allmählichen Werden des menschlichen Geistes widerpiegelt. Alte Vorstellungen, von der Wissenschaft längst überholt, grinsen uns in unserem gewöhnlichen Sprachgebrauche entgegen, schleppen sich in ihm wie „eine ewige Krankheit“ fort. Die alte Vorstellung über das gesonderte Dasein von Leib und Seele, von Körper und Geist spukt aber noch heute auch in unseren Köpfen mit ungeschwächter Kraft. Nur ein Klein wenig sind wir der Wissenschaft nachgebumpelt: wir sagen gewöhnlich, die Seele „sitzt“ in unserem Gehirn.

Und doch ist die „Seele“, dieses Getriebe von Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken, nur die Summe der Stoffwechselprozesse, der chemischen Vorgänge, die sich in unserem Gehirn, vielmehr nur in einem seiner Teile, der aus den Nervenzellen und Nervenfasern aufgebauten Großhirnwände abspielen.

Die Dinge der Außenwelt wirken auf unsere Sinnesorgane ein und beeinflussen den Stoffwechsel in den Zellen der Großhirnwände. So entstehen Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken. Wollen wir uns also das ganze Getriebe unseres Geisteslebens erklären, so müssen wir den Bau und die Vorgänge in den Elementen des Nervensystems kennen. Diese grundlegenden Kenntnisse will Vertvorn in seinem prächtigen Büchlein vermitteln. Emsiger wissenschaftlicher Forschung (besonders der letzten Jahre) ist es gelungen, das wirre Flechtwerk der Nervenzellen und -fasern als einen geschmähigen Bau zu ergründen, und damit auch die Vorgänge in unserem Großhirn unserem Verständnis zugänglicher zu machen. Der mythische Schleier, der die Vorgänge unseres Bewußtseins verhüllte, ist zerrissen und vor unseren Augen wideln sich Stoffwechselprozesse ab, wie in jeder lebendigen Substanz. Stoffwechselprozesse machen die Bewußtseinsvorgänge aus.

Weiter behandelt der Verfasser die Erscheinungen des Schlafes und des Traumes, der Hypnose und der Suggestion, die wohl eines jeden Aufmerksamkeit erregen. Im Laufe des Tages wirken andauernd Sinnesreize auf uns ein, und der Stoffwechsel, der in teilweisem Zerfall und Wiederaufbau der lebendigen Moleküle besteht, erleidet schließlich eine Einbuße: der Wiederaufbau kann mit dem ununterbrochenen Zerfall, dem dauernden Verbrauch der lebendigen Substanz nicht Schritt halten; der Ausstrom wieder kann nicht alle beim Stoffwechsel entstehenden Zerfallprodukte weg-schaffen, und diese häufen sich allmählich im Laufe des Tages in den Hirnzellen an. Die Zellen sind schließlich nicht mehr leistungsfähig, wir werden müde und suchen den Schlaf. Im Schlafe, wo die Hirnzellen ruhen, wo sie von äußeren Reizen nicht getroffen werden, erholen sie sich, d. h. die zerfallenen lebendigen Moleküle haben Zeit, sich wieder aufzubauen, unterdes werden auch die am Tage in großer Menge angehäuften Stoffwechselprodukte vom Blutstrom weggespült. Am Morgen ist die Erholung vollendet und das Spiel beginnt aufs neue. — Die Träume und die Erscheinungen der Hypnose erweisen sich als Bewußtseinsvorgänge, denen nichts Rätselhaftes, nichts Mythisches anhaftet. Betrachten wir sie mit dem Auge der Wissenschaft, so überzeugen wir uns, daß sie zu spiritistischen Spekulationen gar keinen Anlaß geben können. Der Traum erweist sich als ein partieller (teilweiser) Wachzustand des Gehirns. Das Wesen der Hypnose liegt darin, daß Vorstellungen von manchen Personen leicht und unbesehen hingenommen werden, ohne daß sie, wie es normalerweise geschieht, einer kritischen Prüfung unterzogen werden. Diese Eigenschaft, die diesen Leuten in erhöhtem Maße zukommt, nennen wir Suggestibilität (Empfänglichkeit), die also das Wesen der Hypnose ausmacht.

Der Leser, der die Schrift von Vertvorn mit Aufmerksamkeit studiert, wird eine Menge Anregungen zu weiterem Nachdenken erhalten. Fachausdrücke sind nicht ganz vermieden, denn ein präziser Fachausdruck sagt in einem Worte häufig mehr, als der ganze Satz, mit dem man den Fachausdruck zu umschreiben sucht. Außerdem müssen manche Fachausdrücke in den Schatz unseres Wissens aufgenommen werden, wenn wir es uns nicht ganz und gar versagen wollen, einem tieferen Eindringen in die Wissenschaft zu folgen.

Das erste Kapitel („Leib und Seele“) wird dem ungeschulten Leser vielleicht manche Schwierigkeiten bereiten. Er kann dann gleich mit dem zweiten Kapitel beginnen, das von „den Vorgängen in den Elementen des Nervensystems“ handelt, um später zum ersten Kapitel zurückzukehren.

Im noch in kurzen Worten das Urteil über das Büchlein von Vertvorn zusammenfassen: es ist eine vortreffliche populäre Darstellung jener physiologischen Vorgänge in den Elementen des Nervensystems, die das Wesen unserer Bewußtseinsvorgänge ausmachen. Sachlich und ohne Uebertreibung spricht der Verfasser aus eigener Erfahrung über die einschlägigen Untersuchungen. — Die 11 Abbildungen entstammen alle bekannten wissenschaftlichen Spezialwerken und sind tadellos ausgeführt. Dr. H. Lipschütz.